

Helma Lutz · Maria Teresa Herrera Vivar · Linda Supik (Hrsg.)

Fokus Intersektionalität

Geschlecht & Gesellschaft

Band 47

Herausgegeben von

Beate Kortendiek

Ilse Lenz

Michiko Mae

Sigrid Metz-Göckel

Michael Meuser

Ursula Müller

Mechtild Oechsle

Paula-Irene Villa

Mitbegründet von

Marlene Stein-Hilbers (†)

Koordiniert durch Netzwerk Frauenforschung NRW, Beate Kortendiek

Geschlechterfragen sind Gesellschaftsfragen. Damit gehören sie zu den zentralen Fragen der Sozialwissenschaften; sie spielen auf der Ebene von Subjekten und Interaktionen, von Institutionen und Organisationen, von Diskursen und Policies, von Kultur und Medien sowie auf globaler wie lokaler Ebene eine prominente Rolle. Die Reihe „Geschlecht & Gesellschaft“ veröffentlicht herausragende wissenschaftliche Beiträge, in denen die Impulse der Frauen- und Geschlechterforschung für die Sozial- und Kulturwissenschaften dokumentiert werden. Zu den Veröffentlichungen in der Reihe gehören neben Monografien empirischen und theoretischen Zuschnitts Hand- und Lehrbücher sowie Sammelbände. Zudem erscheinen in dieser Buchreihe zentrale Beiträge aus der internationalen Geschlechterforschung in deutschsprachiger Übersetzung.

Helma Lutz
Maria Teresa Herrera Vivar
Linda Supik (Hrsg.)

Fokus Intersektionalität

Bewegungen und Verortungen
eines vielschichtigen Konzeptes



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2010

Lektorat: Frank Engelhardt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist eine Marke von Springer Fachmedien.

Springer Fachmedien ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Umschlagfoto: Raul Gschrey

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-531-17183-8

Inhalt

Danksagung 7

Helma Lutz, Maria Teresa Herrera Vivar und Linda Supik
Fokus Intersektionalität – Eine Einleitung 9

I. Die transatlantische Reise von Intersektionalität – Geografien und Räume der Debatte

Kimberlé W. Crenshaw
Die Intersektion von „Rasse“ und Geschlecht demarginalisieren:
Eine Schwarze feministische Kritik am Antidiskriminierungsrecht,
der feministischen Theorie und der antirassistischen Politik 33

Kathy Davis
Intersektionalität als „Buzzword“: Eine wissenschaftssoziologische
Perspektive auf die Frage: „Was macht eine feministische
Theorie erfolgreich?“ 55

Myra Marx Ferree
Die diskursiven Politiken feministischer Intersektionalität 69

II. Neue Forschungsfelder der Intersektionalität: Männlichkeiten und Heteronormativität

Mechthild Bereswill und Anke Neuber
Marginalisierte Männlichkeit, Prekarisierung und die
Ordnung der Geschlechter 85

Jeff Hearn
Vernachlässigte Intersektionalitäten in der Männerforschung: Alter(n),
Virtualität, Transnationalität 105

Dubravka Zarkov

Enthüllungen und Unsichtbarkeiten: Medien, Männlichkeitskonzepte
und Kriegsnarrative in intersektioneller Perspektive 125

Kira Kosnick

Sexualität und Migrationsforschung: Das Sichtbare, das Oxymoron
und heteronormatives Othering..... 145

Ann Phoenix

Psychoziale Intersektionen: Zur Kontextualisierung von
Lebenserzählungen Erwachsener aus ethnisch sichtbar
differenten Haushalten 165

III. Intersektionalität vorantreiben: Potentiale, Grenzen und kritische Fragen

Nira Yuval-Davis

Jenseits der Dichotomie von Anerkennung und Umverteilung:
Intersektionalität und soziale Schichtung 185

Paula-Irene Villa

Verkörpern ist immer mehr: Intersektionalität, Subjektivierung
und der Körper..... 203

Gudrun-Axeli Knapp

„Intersectional Invisibility“: Anknüpfungen und Rückfragen an
ein Konzept der Intersektionalitätsforschung 223

Katharina Walgenbach

Postscriptum: Intersektionalität – Offenheit, interne Kontroversen und
Komplexität als Ressourcen eines gemeinsamen Orientierungsrahmens 245

Autorinnen und Autoren..... 257

Danksagung

Dieses Buch ist mit der Unterstützung vieler HelferInnen zustande gekommen.

Unser Dank geht an Christine Grote für die tatkräftige Unterstützung bei der Redaktionsarbeit. Bei der Planung, Organisation und Durchführung der Tagung „Celebrating Intersectionality – Debates on a Multi-Faceted Concept in Gender Studies“ (<http://www.cgc.uni-frankfurt.de/intersectionality/index.shtml>) haben Stefan Fey, Barbara Kowollik, Stefanie Mielast, Anke Ptak, Lieselotte Rahbauer, Cecilia Scheid, Greta Wagner und Nele Zimmermann mit großem Einsatz geholfen; auch ihnen gilt unser Dank. Raul Gschrey stellt freundlicher Weise das Foto der Mikadostäbe als Coverbild zur Verfügung, mit dem er auch das Konferenzplakat gestaltete. Nicht zuletzt sei dem internationalen Tagungspublikum für die große Resonanz gedankt. Für die gute Zusammenarbeit auf dem Weg zum Buch danken wir Frank Engelhardt und Cori Mackrodt beim VS-Verlag.

*Helma Lutz, Maria Teresa Herrera Vivar und Linda Supik,
Frankfurt im Juni 2010*

Fokus Intersektionalität – eine Einleitung

Helma Lutz, Maria Teresa Herrera Vivar, Linda Supik

Die Debatte über Intersektionalität hat in Deutschland Hochkonjunktur (siehe feministische studien 1, 2009; Klinger, Knapp und Sauer 2007; Klinger und Knapp 2008; Knapp und Wetterer 2003; Walgenbach et al. 2007; Bührmann 2009; Casale und Rendtorff 2008). Mit unserer Tagung „Celebrating Intersectionality? Debates on a Multi-Faceted Concept in Gender Studies“, die am 22. und 23. Januar 2009 an der Frankfurter Goethe Universität stattfand und mit 300 TeilnehmerInnen ausgezeichnet besucht war, hatten wir offenbar einen Nerv der Zeit getroffen. Der vorliegende Sammelband ist das Resultat der in Frankfurt geführten Debatten. Er versucht, die angestoßenen Kontroversen und Übereinstimmungen aufzunehmen und neben einer Bestandsaufnahme auch zukünftige Entwicklungslinien aufzuzeigen. Wir beginnen deshalb mit einem Rückblick, der die Frage nach den Anfängen der Debatte noch einmal aufgreift, in der Absicht, frühe Forschungen sichtbar zu machen, die in der aktuellen Debatte in der Regel vernachlässigt werden (Gründungsnarrative); im Anschluss folgt die Darstellung der unterschiedlichen (europäischen) Verortungen und disziplinären Felder, in denen Intersektionalität auftaucht (Stand der Debatten), und schließlich werden unsere Vorstellungen zu zukünftigen Entwicklungen und möglichen Bewegungen der feministischen Intersektionalitätsforschung diskutiert. Die Einleitung schließt mit kurzen Vorstellungen der einzelnen in diesem Band versammelten Beiträge.

Gründungsnarrative

Die Suche nach einer angemessenen Theoretisierung des Ineinandergreifens und der Wechselwirkungen zwischen verschiedenen sozialen Strukturen hat eine längere Geschichte als in der gegenwärtigen Diskussion des Intersektionalitätskonzepts in Deutschland zur Kenntnis genommen wird. Zu diesen Interventionen zählen zum Beispiel: die Versuche marxistisch-feministischer Theoretikerinnen, den Zusammenhang zwischen kapitalistischer Vergesellschaftung und Geschlechterverhältnisse zu analysieren (Barrett 1983; Barrett und McIntosh 1982); die Einwürfe

aus der Perspektive des (*weißen*¹) lesbischen Feminismus (Radicalesbians 1970; Johnston 1973; Rich 1980) oder die Arbeiten, die zu den Verbindungen zwischen Gender und Disability vorgelegt wurden (Morris 1989).

Vor diesem Hintergrund variiert die Einschätzung darüber, inwiefern mit der Verbreitung und Akzeptanz von „Intersektionalität“ eine *neue* Agenda für die Frauen- und Geschlechterforschung einhergeht. Gegen das Argument, Intersektionalität sei „alter Wein in neuen Schläuchen“, lässt sich argumentieren, dass, auch wenn die o. g. Impulse die damaligen Debatte prägten und sie als Vorläufer des Intersektionalitätskonzepts verstanden werden können, diese noch keine intersektionelle Perspektive widerspiegeln. In der durch „Intersektionalität“ auf einen Begriff gebrachten, vielfach vorbereiteten Diskussion wurden Energien frei, von einem intersektionell gedachten Ausgangspunkt weiter zu denken. Gleichzeitig, so Nina Lykke, lassen sich in der Debatte implizite, explizite sowie alternative Ansätze der Intersektionalität unterscheiden (Lykke 2010: 68–69).

Im Rahmen der Analysen der spezifischen sozioökonomischen Situation Schwarzer Frauen wird erstmals von der Gleichzeitigkeit und wechselseitigen Konstitution verschiedener Kategorien sozialer Differenzierung ausgegangen und die Spezifität der durch diese Wechselwirkungen geprägten Erfahrungen hervorgehoben. Unter dieser Prämisse, lassen sich die Ursprünge der Intersektionalitätsdebatte auf die Analysen die vom Schwarzen Feminismus² bzw. die im Rahmen der Schwarzen Frauenrechtsbewegung in den USA geleistet wurden, zurückführen. Die kritischen Konsequenzen dieser Erweiterung der Kategorie Geschlecht und deren Tragweite für feministische Theorie und Politik fasst Kathy Davis pointiert wie folgt zusammen: „Intersektionalität thematisiert *das* zentrale theoretische und normative Problem in der feministischen Wissenschaft – die Anerkennung von Differenzen zwischen Frauen. Es berührt das drängendste Problem, dem sich der Feminismus aktuell gegenüber sieht – die lange und schmerzliche Geschichte seiner Exklusionsprozesse“ (Davis in diesem Band: S. 58).

Im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen um „Intersektionalität“ stand der Vorwurf Schwarzer Feministinnen an den *weißen*, bürgerlichen Feminismus, lediglich die Unterdrückungserfahrungen *weißer* Mittelschichtfrauen zu thematisieren und diese zum Maßstab feministischer Politik zu machen und so die Bedürfnisse/ Lebensrealität aller anderen Frauen, u. a. Schwarzer Frauen, zu ignorieren. Da-

¹ ‚weiß‘ und ‚Schwarz‘ bezeichnen kein phänotypisches Differenzierungsmerkmal, sondern zugeschriebene sozial-historische Positionen. Wichtig ist, dass beide Kategorien sich nicht auf ‚natürliche‘, sichtbare Pigmentierungen beziehen, sondern es dabei um ideologische Konstruktionen von ‚Hautfarben‘ geht (Arndt 2005; Walgenbach 2005 a, b; Wollrad 2007).

² Auch *der* Schwarze Feminismus stellt keine homogene Bewegung dar. So wird das Spannungsverhältnis zwischen der Selbstpositionierung als Feministin und als Protagonistin der (gemischtgeschlechtlichen) Schwarzen Befreiungsbewegung – bei gleichzeitiger Kritik der darin vorhandenen sexistischen Tendenzen – sehr unterschiedlich eingeschätzt (Roth 2004).

gegen stellten sie ihren Versuch, die Mehrdimensionalität und Komplexität ihrer Erfahrungen analytisch zu fassen. Patricia Hill Collins Modell einer „matrix of domination“ etwa beinhaltet solch einen Gegenentwurf, der sowohl eindimensionale (single-axis) Analysen im *weißen* Feminismus kritisiert als auch die darin formulierte additive Konzeption des Zusammenwirkens verschiedener Unterdrückungsverhältnisse (z. B. das triple-oppression oder das double-jeopardy Modell von Frances Beale 1979). Collins dagegen beschreibt „Rasse“³, Klasse und Geschlecht als „interlocking systems of oppression“ (Collins 1990). Auch das sozialistische, lesbische Combahee River Collective wies auf die Notwendigkeit hin, „Rasse“, Klasse und Geschlecht in ihrer gegenseitigen Wechselwirkungen zu verstehen: „Wir denken, dass Geschlechterpolitik unter dem Patriarchat ebenso prägend ist wie Klassen- und „Rassen“-politik. Uns fällt es oft schwer, die drei Unterdrückungsformen nach „Rasse“, Klasse und Geschlecht auseinander zuhalten, denn in unserem Leben treten diese oft gleichzeitig auf“ (The Combahee River Collective 1981: 213, Übers. d. Hrsg.). Während Aktivistinnen des lesbischen Feminismus die Marginalisierung der Perspektiven und Anliegen lesbischer Frauen im heterosexuell dominierten feministischen *Mainstream* kritisierten, wurden sie selbst zum Ziel einer ähnlichen Kritik. In „This Bridge Called My Back: Writings by Radical Women of Color“ (1981) legten Cherrie Moraga und Gloria Anzaldúa dar, dass auch der lesbische Feminismus nicht in der Lage gewesen sei, die Mehrdimensionalität der sozialen Situation von Frauen *of Color* zu berücksichtigen und stattdessen rassistische Strukturen perpetuiere. Die Queer Studies, die als Weiterentwicklung dieses Strangs feministischer Politik und Theoriebildung gelten, werden heutzutage mit einer ähnlichen Kritik konfrontiert (siehe Beitrag von Kira Kosnick in diesem Band).

Für den europäischen Kontext sind die grundlegenden Arbeiten von Floya Anthias und Nira Yuval-Davis (1992) und Avtar Brah (1996)⁴ zu nennen, die für die Integration anderer Kategorien sozialer Differenzierung in die feministische Theoriebildung plädierten und damit der akademischen Debatte um „Differenzen zwischen Frauen“ entscheidende Impulse verliehen. Diese Positionen, die vom *Mainstream* der feministischen Forschung dem Bereich der Rassismus- und Migrationsforschung zugerechnet wurden, blieben lange Zeit marginal.

Während für die US-amerikanische Diskussion feststeht, dass die ersten intersektionalen Analysen im Rahmen der Schwarzen Frauenrechtsbewegung geleistet wurden, wird für den deutschsprachigen Raum das *Fehlen* einer Pioniergeschichte oder eines *Gründungsmythos*, wie Bührmann (2009: 31) sagt, konstatiert. Da-

³ In diesem Sammelband kennzeichnen die Herausgeberinnen die soziale Konstruiertheit von „Rasse“ durch eine Schreibweise in Anführungszeichen. Damit soll zudem der problematische Charakter des Begriffs verdeutlicht werden, zu dessen Verwendung wir bislang keine Alternative sehen (siehe unten).

⁴ Für Deutschland siehe Helma Lutz 2001.

gegen lässt sich mit Katharina Walgenbach (2007) einwenden, dass es über die vergangenen Jahrzehnte auch in Deutschland immer wieder Interventionen von Migrantinnen, Schwarzen Deutschen und Jüdinnen gab, die vergleichbare Anliegen vorgebracht haben, dass diese allerdings in der Geschichte der deutschen Debatte nach wie vor unsichtbar bleiben. Aus der Rekonstruktion der „vielfältigen Genealogien“ von Walgenbach (a. a. O.) ist jedoch abzuleiten, dass und wie diese Einmischungen den Boden für die aktuelle Rezeption von Intersektionalität vorbereitet haben. Walgenbach verdeutlicht, dass die Charakterisierung von Intersektionalität als „US-Import“ eine Reduktion ist, die außer Acht lässt, dass soziale Bewegungen und soziale Theorien sich bereits seit langer Zeit im internationalen Austausch herausbilden. Der Schwarze Feminismus in Deutschland war von der anglo-amerikanischen Debatte beeinflusst⁵ und daher vergleichbar mit Aktivistinnen der ersten und zweiten Frauenbewegung, die sich durch Aktionen aus dem Ausland inspirieren ließen – etwa beim Kampf um Wahl- und Bildungsrechte, der bereits im 19. Jahrhundert Forderungen, Manifeste und Aktionsformen aus dem angelsächsischen Raum übernahm.⁶ Durch die Gründung der Gruppe „Afro-Deutsche Frauen“ (Adefra) und die Publikation des Bandes „Farbe bekennen“ wurde der Prozess der Erarbeitung eines gemeinsamen politischen Standpunkts und der Organisierung als „Schwarze Frauen“ in Deutschland vorangetrieben.⁷

Im Gegensatz zu anderen Autorinnen, die das Fehlen eines singulären „Gründungsnarrativs“ im deutschsprachigen Raum als einen Mangel an „glaubwürdigen Quellen“ (Bührmann 2009: 31) bezeichnen, sehen wir darin kein überzeugendes Argument, die deutsche Variante der Intersektionalitätsforschung zu diskreditieren. Im Gegenteil: multiple Genealogien sind potentiell auf die Inklusion vielfältiger Narrative angelegt, während singuläre Mythenbildung tendenziell immer zur Exklusion derjenigen beiträgt, die ungenannt bleiben. Die Nachzeichnung der „vielfältigen Genealogien“ stellt eine wichtige Herausforderung für die theoretische Begründung von Intersektionalität dar, deren Stärke darin liegt, die Mehrstimmigkeit (sozialer Bewegungen) hörbar zu machen, sowie die Multidimensionalität (von Identitäten und sozialen Platzanweisungen) sichtbar zu machen. Intersektionalität, so unsere These, hat das Potential, fortwährend für neue mögliche Auslassungen, Entnennungen und Exklusionen sensibel zu bleiben (siehe auch Lutz 2001; Lutz und Wenning 2001). Zugleich unterliegt jede Sichtbarmachung, Einbeziehung und Berücksichtigung minorisierter Perspektiven einem Repräsentationsdilemma. Damit sind die Fallstricke einer nicht-essentialistischen

⁵ Im Band „Farbe bekennen. Afro-Deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte“ wird explizit darauf hingewiesen (Oguntoye 1985).

⁶ Auch die Initialzündung der zweiten Welle der Deutschen Frauenbewegung, die Selbstbeziehungskampagne „Wir haben abgetrieben“ war aus Frankreich importiert worden.

⁷ Für eine Darstellung siehe Oguntoye 1985; Ani 2004; Wiedenroth-Coulibaly 2007.

Selbst-Repräsentation marginalisierter Frauen und die Unmöglichkeit umfassender Repräsentation auf der Grundlage nicht ausgrenzender Identitätsbildung gemeint (Spivak 1988; Castro Varela und Dhawan 2005). Davis (in diesem Band: S. 60) merkt in diesem Zusammenhang an, dass Intersektionalität eine Chance bietet, zwei Strömungen, die der poststrukturalistischen feministischen Theorie (oder der antikategorialen Ansätze) sowie die der „kritischen feministischen Theorie über die Folgen von Sexismus, Klassismus und Rassismus“ (etwa die Standpunkttheorie Schwarzer Frauen oder andere identitätspolitische Bezugnahmen auf Kategorien), die zentrale Impulse zur Dezentrierung des Kollektivsubjekts „Frau“ geleistet haben, miteinander zu versöhnen.

Viele Publikationen gingen dem von der US-amerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw formulierten Intersektionalitätsansatz voraus. Wissenschaftsgeschichtlich interessant ist die Tatsache, dass Crenshaws (1991) Metapher der Intersektion [intersection = Straßenkreuzung] eine schnelle Verbreitung erfuhr und Eingang in unterschiedliche Forschungsfelder und Politikbereiche fand. Anderen (früheren) Begriffsbildungen, die das gleiche Ziel verfolgten, gelang dies nicht. Der von Collins generierte Terminus „interlocking systems“ (1990) etwa, oder das von Floya Anthias und Nira Yuval-Davis entwickelte Konzept „racialized boundaries“ (1992), mit deren Hilfe sie die Verflechtungen der Kategorien „Rasse“, Nation, Geschlecht, Hautfarbe und Klasse demonstrierten, schafften es ebenso wenig, weltweit aufgegriffen zu werden, wie das von Deborah King formulierte Konzept „multiple jeopardies“ (Mehrfachgefährdungen) (1988), mit dem sie multiple, soziale, wirtschaftliche und politische Bedrohungen im Leben Schwarzer Frauen charakterisiert.⁸

Stand der Debatten

In Europa ist das Intersektionalitätskonzept ungleichzeitig aufgenommen und kontrovers diskutiert worden. Während es einen raschen Eingang in die englische Debatte fand, da es dort bereits eine lebendige Auseinandersetzung über die Anerkennung von „Differenzen“ zwischen Frauen gab (Barrett und McIntosh 1982) und die Frage der Verknüpfung und wechselseitige Durchdringung von „race-class-gender“ bereits als „intersection“ diskutiert wurde (Anthias und Yuval-Davis 1983), kommt es seit Mitte der 1990er Jahre zu einer umfangreichen Rezeption von „intersectionality“ in der kritischen Rassismus- und Nationalismusdebatte (siehe Lutz et al. 1995). Auf dem europäischen Festland⁹ fiel das Konzept dort auf

⁸ „... racism, sexism and classism constitute three, interdependent control systems. An interactive model, which I have termed multiple jeopardy, better captures those processes“ (King 1988: 42).

⁹ Für einen ausgezeichneten Überblick Kathy Davis 2008.

vorbereiteten Boden, wo die kritische Debatte über Migration, Ethnizität und Postkolonialismus zumindest ansatzweise aufgegriffen worden war, etwa in den Niederlanden (siehe Wekker 2004; Prins 2006; Verloo 2006, Buitelaar 2006; Saharso 2002). So hatten die Niederländerinnen Mieke Aerts und Sawitri Saharso bereits 1994 einen heftigen Disput mit einem Aufsatz ausgelöst, in dem sie die provokative These vertraten, dass eine Konzipierung von *Gender* als *Ethnizität* den Vorteil hätte, die Essentialisierung von Gender zu vermeiden und statt dessen die Kategorie Gender zu dynamisieren und kultursensibel zu untersuchen (Aerts und Saharso 1994). In diesem Ansatz ist bereits die Tendenz zur Dezentrierung von Gender sichtbar, die auch in einigen skandinavischen Ländern auf große Resonanz traf. Die Schwedin Anna Bredström (2006) hat auf die Notwendigkeit der Erweiterung von Gender um Sexualität aufmerksam gemacht, wobei der Blick insbesondere auf Heteronormativität zu richten sei. Andere schwedische Wissenschaftlerinnen, die sich im Wesentlichen um das Geschlechterforschungszentrum in Linköping gruppieren, haben ihre Analysen auf multiple Identitätskonstruktionen gerichtet und dabei die Reduktion von Identität auf Marginalisierungs- und Verletzlichkeitsdimensionen mit dem Hinweis auf die Nutzung „strategischer Vorteile“ (Søndergaard 2005) von multiplen Identitäten konterkariert. Von Judith Butler und Michel Foucault beeinflusst haben andere auf die Subversion und Irritation hingewiesen, die von marginalisierten Ethnizitäten ausgehen kann: „ethnic trouble“ (Knudsen 2006) habe die Potenz, machtvolle Bilder von Zugehörigkeit, Heimat, etc. in Frage zu stellen. Auch wurde auf die Notwendigkeit der ständigen Reflexion und Dekonstruktion von Macht, Wissen und Selbstverortung hingewiesen, die eine Dezentrierung von Gender impliziere (Lykke 2005; Staunæs 2003).

In Frankreich, wo die Debatte über Rassismus und Migration kaum Verbindungen zur Geschlechterforschungsdebatte kennt, ist Intersektionalität bislang nur marginal aufgegriffen worden (CIERA 2009). Ähnliches gilt auch für die Mittelmeerländer, die in ihrer Mehrzahl bislang nur in Ansätzen eine Debatte über die jeweilige Kolonialgeschichte (Italien¹⁰ und Spanien) führen und traditionell eher Ansätze aus der französischen Debatte denn der englisch-sprachigen rezipieren.

Gegen unsere reduzierte und sicherlich selektive Wiedergabe europäischer Intersektionalitätsdebatten kann zu Recht eingewendet werden, dass Debatten und Wissensvermittlung und -konstitution ja keineswegs national einzugrenzen sind. Ganz offensichtlich lassen sich die hier zitierten Autorinnen international inspirieren oder sie kooperieren im europäischen Raum (etwa Lutz et al. 1995). Das ungleichzeitige Aufgreifen und die Weiterentwicklung von Intersektionalität in Europa macht jedoch deutlich, dass dieser Diskussion eine Rezeptionsklufft zugrunde liegt: Länder, in denen eine stärkere Hinwendung zu englischsprachiger

¹⁰ Eine Ausnahme bildet hier Laura Balbo (1998).

Lektüre vorhanden ist, haben die Debatte schneller geführt. Doch während die europäische Diversität der Wissenschaftssprachen durch Ungleichzeitigkeiten und Begrenzungen gekennzeichnet ist, schafft der zusammenwachsende Rechtsraum der Europäischen Union auf bemerkenswerte Weise auch Brücken.

Im Vergleich zu der Debatte in den USA, die insbesondere durch die Interventionen Crenshaws seit Ende der 1980er Jahre maßgeblich Impulse aus der Rechtswissenschaft erhielt, kam eine rechtliche Diskussion in Europa erst nach der Jahrtausendwende wirklich in Gang. Anders als in der sozialwissenschaftlichen Debatte (siehe Phoenix in diesem Band) lässt sich für den Europäischen Rechtediskurs konstatieren, dass es sich eher um eine top-down als um eine bottom-up Bewegung handelt: Über Gremien in den Vereinten Nationen, durch die intersektionelle Diskriminierung Eingang in verschiedene Konventionen fand (siehe Yuval-Davis 2006), gelang es der internationalen Frauenbewegung auf supranationaler Ebene, Institutionen ansatzweise zum Umdenken zu bewegen. Dieses Anliegen wurde in der Europäischen Union aufgenommen und über diese übergeordnete Politikebene beeinflusste es die Gesetzgebung der einzelnen Mitgliedstaaten.

Mit dem Ausbau der dritten, sozialstaatlichen Säule der Europäischen Union wurde die Antidiskriminierungspolitik auch in den Gesetzgebungen derjenigen Europäischen Nationalstaaten verankert, die sie bis dato kaum gekannt hatten – das Vereinigte Königreich bildet hier eine Ausnahme. Die Europäische Antidiskriminierungsrichtlinie wurde bis 2006 in nationales Recht transferiert; im gleichen Zuge begann die Diskussion um Mehrfachdiskriminierung (Schiek und Chege 2008, Schiek und Lawson im Erscheinen), die erstmals auch den Intersektionalitätsansatz einbezog, mit der Folge, dass ein bestimmter Typus der Mehrfachdiskriminierung heute als „intersektionelle Diskriminierung“ bezeichnet wird (EU Kommission 2007). Diese Erfolge auf rechtlicher Ebene sind bemerkenswert angesichts fehlender oder marginaler sozialer Bewegungen in den meisten EU-Mitgliedsstaaten.¹¹

Zwischen den Rechts- und Sozialwissenschaften gibt es bislang noch kaum Dialoge zu diesem Thema und es fragt sich deshalb, worin die interdisziplinären Übersetzungsschwierigkeiten bestehen. Möglicherweise spielt dabei eine Rolle, dass im rechtswissenschaftlichen Diskurs eher vom Einzelfall aus gedacht wird, während die Soziologie Strukturkategorien zu erfassen versucht. Diese Erklärung scheint allerdings angesichts der großen Zahl empirischer intersektioneller Studien im Bereich der Mikrosoziologie wenig plausibel. Der von Crenshaw (in diesem Band) behandelte Fall der Klage Schwarzer Frauen gegen General Motors aus den 1970er Jahren zeigt zudem, wie eine einzelne unternehmenspolitische

¹¹ Zurzeit beschäftigt sich im Auftrag der Europäischen Kommission die FRA (European Agency for Fundamental Rights) in verschiedenen Expertenrunden mit der Frage, wie die Kategorie „intersektionelle Diskriminierung“ genau definiert werden sollte.

Entscheidung alle dort arbeitenden Schwarzen Frauen kategorisch betraf; bzw. zur kategorischen Nicht-Einstellung Schwarzer Frauen führte, was schwerlich als Einzelfall zu betrachten ist. Myra Marx Ferrees Rahmenanalyse (in diesem Band) der unterschiedlichen Verknüpfung von Frauenrechtsdiskurs in den USA (mit dem Bürgerrechtsdiskurs) und in Deutschland (mit der Arbeiterbewegung bzw. dem sozialdemokratischen Ungleichheitsdiskurs) liefert möglicherweise einen Erklärungsansatz, weshalb RechtswissenschaftlerInnen und sozialwissenschaftliche GeschlechterforscherInnen weniger Berührungspunkte finden, zumindest für den Fall Deutschlands.

Die Soziologie der sozialen Ungleichheit zeigt sich – zumindest in Deutschland – inzwischen ansatzweise zur Auseinandersetzung mit intersektionellen Ansätzen bereit (siehe u. a. Bieling 2007; Kohlmorgen 2007; Schwinn 2007). Möglicherweise wird aus ungleichheitssoziologischer Sicht jedoch zu wenig wahrgenommen, wie differenziert der Diskriminierungsbegriff ist und dass er nicht nur auf einzelne intentionale Exklusionshandlungen abzielt, sondern zwischen struktureller, institutioneller, intentionaler, direkter und indirekter Diskriminierung differenziert wird. Hier scheint es Übersetzungsprobleme zwischen dem Antidiskriminierungsdiskurs und dem Ungleichheitsdiskurs zu geben, bzw. Schwierigkeiten bezüglich der Verhältnisbestimmung von Ungleichheit und Diskriminierung zueinander. Unsere These wäre, dass eine künftige Auslotung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden in den Perspektiven Vorteile für beide Diskurse bringen kann.

Von der Frauen- und Geschlechterforschung zur feministischen Intersektionalitätsforschung?

Um eine Antwort auf die Frage geben zu können, ob der Intersektionalitätsansatz die Zukunft feministischer Wissenschaft und Politik darstellt, scheint zunächst einmal wichtig festzustellen, dass seine Herausforderung nicht nur darin besteht, marginalisierte Perspektiven zu integrieren, sondern in der Notwendigkeit, Herrschaftsverhältnisse und Machtdifferenzen als ko-konstituiert und als ko-konstitutiv zu verstehen. Genau dieser Aspekt wird von Schwarzen Feministinnen in den Blick gerückt, um gegen einen ausschließlichen dekonstruktivistischen Umgang mit Kategorien (also im Sinne McCalls einen antikategorialen Umgang) zu argumentieren (hooks 1992; Mohanty 2003). Denn einerseits gehört zu den Erkenntnissen des Poststrukturalismus, dass Identitätskategorien (Geschlecht, „Rasse“ etc.) nicht essentialistisch verstanden werden können, zugleich haben sich die Machteffekte, die diese Kategorien generieren, geschichtlich und gesellschaftlich tief eingeschrieben und bilden in ihren vielfältigen Überschneidungen die Grundlage zur Hierarchisierung von Gruppen und zur Herausbildung sozialer Ungleichheitsverhältnisse.

Gayatri C. Spivak geht davon aus, dass sich politisches Handeln *strategisch* auf diese Kategorien beziehen muss und nennt diese paradoxe Bewegung „strategischen Essentialismus“ (Davis in diesem Band). Dieser widersprüchliche und umstrittene Rekurs scheint nur begründet, wenn beide Elemente (die strategische Bezugnahme und die damit verbundenen reifizierenden Effekte) als grundsätzlich unauflösbares Spannungsverhältnis betrachtet werden. Diese als aktivistische Position sowie als wissenschaftliche Perspektive denkbare Haltung ähnelt Stuart Halls Konzept der „dezentrierten Positionierung“ (Supik 2005), die immer nur einen vorläufigen Charakter hat („bis auf weiteres“) und „keine Garantien“ für feste Bündnisse und unveränderliche individuelle oder kollektive Identitäten bereitstellt.

In der Konsequenz ist damit eine Aufforderung verbunden, die jeweiligen unterschiedlichen sozialen Positionierungen von Frauen (und Männern) in den Blick zu nehmen und die jeweilige Teilhabe an der Reproduktion dieser Verhältnisse zu reflektieren. Intersektionalität dient dabei als Instrument zur Erfassung des komplexen Zusammenspiels von Benachteiligung und Privilegierung, eine Anforderung, die keineswegs ohne Widerspruch bleibt. So zeugt etwa die polemische Aussage von Tove Soiland (2008), mit dem Intersektionalitätsansatz würden „die Verhältnisse gehen und die Kategorien kommen“ von einer Rezeption, die den Intersektionalitätsansatz auf die Straßenkreuzungsmetapher reduziert und dabei die Verhältnisse, die in der Entwicklung des Ansatzes thematisiert werden, unberücksichtigt lässt.

Von den Rändern der feministischen Theorie und Praxis wird die zentrale Positionierung der Kategorie Geschlecht seit Jahrzehnten herausgefordert. Der einst von der bürgerlichen, *weißen*, westlichen Frauenbewegung formulierte Anspruch, *alle* Frauen zu repräsentieren, hat entscheidende Risse bekommen. Die Erkenntnis, dass die Lebensrealität und die Erfahrungen von Frauen nicht allein durch das Geschlecht, sondern auch durch andere soziale Platzanweiser geprägt werden, scheint mittlerweile ein Allgemeinplatz zu sein. Diejenigen, die in *dieser* Dezentrierung und Infragestellung eine Gefahr für die Disziplin sehen, haben insofern Recht, als Intersektionalität tatsächlich eine feministische wissenschaftliche Praxis infrage stellt, die die Geschichte der Exklusionen fortsetzt und sich gegen grundlegende Revisionen sträubt. Ein auf ein Mantra reduziertes Rezitieren von „Rasse/Klasse/Geschlecht“ birgt die Gefahr des latenten Zurückfallens in eine – diesmal intersektionell informierte – Eindimensionalität. Ohne die mit jeder Kategorie verbundenen Exklusionsprozesse und deren Verschränkung in den Blick zu nehmen, könnte Intersektionalität dann in eine über rhetorische Anrufung legitimierte Re-Zentrierung münden.

Die notwendige Übersetzung für den europäischen Kontext stellt uns vor theoretische und politische Probleme zugleich. Denn aus der Thematisierung der Erfahrungen Schwarzer Frauen und der damit einhergehenden Fokussierung auf die Überschneidungen und Verbindungen zwischen verschiedenen sozialen

Machtverhältnissen ist ein Ansatz entstanden, der von Leslie McCall (2005) als wichtigster Beitrag der Frauenforschung gepriesen wird.

Die Gefahr, dass der politische Impuls, der zur Formulierung des Konzepts führte, bei dessen Adaption im europäischen Kontext auf der Strecke bleibt, scheint insbesondere dort gegeben, wo die Trennung zwischen Aktivismus und Wissenschaft sehr strikt und es bislang kaum vorstellbar ist, dass etwa eine Subdisziplin wie die Black Feminist Studies in den Kanon feministischer Theorie aufgenommen wird. Wenn also der gegenwärtige „Hype“ (Villa in diesem Band) der Intersektionalitätsdebatte dazu führt, dass der Ansatz schnell und oberflächlich *als Import* mitgenommen wird, dann muss befürchtet werden, dass die Diskussion sich nicht wirklich auf die Implikationen der Intersektionalität einlässt. Trotz der Überzeugungskraft des von Kathy Davis vorgebrachten Arguments, die Unabgeschlossenheit, Ambiguität und Vagheit von Intersektionalität seien als Vorteile zu betrachten, kann Intersektionalität nicht von seiner Geschichte als politisches Projekt abgekoppelt werden.¹²

Denn würden diese Überlegungen aufgegriffen und Ernst genommen, dann befände sich die Geschlechterforschung inmitten eines Quantensprungs: von der Differenz zwischen Frauen über die Dekonstruktion der Kategorie Geschlecht bis zur Verschränkung unterschiedlicher Ungleichheitsdimensionen – von der Mehrfachunterdrückung Schwarzer US-Amerikanerinnen zur „multiplen Positioniertheit“ (Phoenix) aller Menschen. Dies sind sicher paradigmatische Aussagen, die *gleichzeitig* Gültigkeit beanspruchen und doch schwer miteinander vereinbar sind. Geht es hier also doch um einen Paradigmenwechsel, auch wenn er bislang als solcher nicht gesehen wird (Bührmann 2009)? In der (kontinental-)europäischen Debatte, soviel lässt sich feststellen, besteht derzeit das Problem einer Ungleichzeitigkeit zwischen vorhandenen gesellschaftlichen Kontextbedingungen sowie dem Stand der theoretischen Auseinandersetzung.

Eine Reihe von dringlichen Baustellen der Intersektionalitätsdebatte sollen hier genannt sein: Den Queer Studies geht es um die kritische Analyse von Heteronormativität in einer intersektionellen Analyse: „Wir möchten Queer Theory und Intersektionalität als zwei einander kontrollierende Perspektiven verstehen, die sich gegenseitig methodologisch reflektieren können“, so etwa Gabriele Dietze et al. (2007: 136). Eine queere Intersektionalitätsforschung ergänzt die Bezugnahme auf Kategorien durch eine dekonstruktivistische Perspektive; sie stellt einen „antikategorialen“ Ansatz im Sinne McCalls dar und misst der Kategorie „Sexualität“, die in intersektionellen Analysen oft vernachlässigt wird, einen zentralen Stellenwert bei.

VertreterInnen der Disability Studies kritisieren die Vernachlässigung der Kategorie „Behinderung“ in der Intersektionalitätsforschung (Raab 2007). Zu-

¹² Hier sind die Parallelen zur akademischen Rezeption der Kritischen Weißseinsforschung unübersehbar (Tißberger et al. 2006).

gleich lässt sich in den deutschsprachigen Disability Studies eine Öffnung hin zu intersektionell arbeitenden Ansätzen konstatieren, die für die Analyse von ableism/Behinderung nicht als singuläres Phänomen sondern in ihren Wechselwirkungen mit anderen Kategorien plädieren (Raab 2007; Gummich 2010; Hutson 2010). Aus einer solchen Perspektive werden die Verbindungslinien zwischen Queer und Disability Studies hervorgehoben und gegenseitig fruchtbar gemacht. Dabei wird Intersektionalität als interdisziplinärer Zugang betrachtet, der das Ineinandergreifen und die Wechselwirkungen zwischen Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht auszuloten ermöglicht (Raab 2007, 2010).

Die Geschlechterforschung schließlich wendet sich zunehmend der Erforschung von Männlichkeit zu (siehe Hearn; Bereswill und Neuber in diesem Band). Unübersehbar ist jeweils der Versuch, die Beziehung zwischen einer dominanten, privilegierten, hegemonialen Seite gesellschaftlicher Strukturkategorien und ihren Gegenpolen zu fokussieren.

Offensichtlich ist angesichts dieser Vielfalt, dass kein noch so breit angelegtes Projekt allen Dimensionen zugleich gerecht werden kann. Wir wollen hier in einem exemplarischen, dennoch spezifischen Exkurs eine andere zentrale Dimension ausführlicher vorstellen, die gerade für den deutschsprachigen Diskurs besondere Herausforderungen birgt: Die kritische Rassismusforschung und die kritische Weißseinsforschung.

Let's talk about race

Der Intersektionalitätsdiskurs gerät insbesondere im deutschsprachigen Raum ins Stocken, wenn der Begriff „Rasse“ über seine Aufzählung innerhalb des Mantras hinaus fällt, während er doch zugleich als Teil der Trias einen Eckstein der Diskussion bildet. „Rasse“ ist u. a. durch die koloniale und nationalsozialistische Rassenlehre naturalisiert und damit in Körper eingeschrieben worden, und Rassifizierungsprozesse haben über Jahrhunderte der Kolonialherrschaft nicht nur Repräsentationen und Stereotype, sondern auch sozialökonomische Fakten und *insbesondere Subjektpositionen geschaffen*. Es scheint nicht einfach, der Herausforderung, die „Rasse“ als „negative Kategorie“ (Knapp 2009: 224) mit sich bringt, zu begegnen. Sollen wir tatsächlich von „Rasse“ sprechen? Oder besser von „race“, um die politische Genealogie kenntlich zu machen? Das Sprechen von Rassialisierung/Rassifizierungen verdeutlicht, dass es um Ergebnisse und Prozesse institutionellen und sozialen Handelns geht, dass Subjektpositionen Effekte rassistischer Ausgrenzung sind und somit „Rasse“ das Ergebnis von „Rassismus“ ist. Genügt aber eine Rassismustheorie ohne den Rückgriff auf die Kategorie „Rasse“?

Das in Deutschland mittlerweile gängige Ausweichen auf den Begriff der Ethnizität birgt die Gefahr der Dethematisierung von Rassismus. Eine Forschung

wie die von Ann Phoenix (in diesem Band) zu den Erinnerungen Erwachsener an ihre familiäre Sozialisation in sichtbar ethnisch differenter Haushalten ist hierzulande wohl schwerlich konzipierbar, weil die Übersetzung von *mixed race* im Deutschen mit „gemischt-rassig“ das koloniale und faschistische Vokabular der Rassenlehre reaktiviert, das an die Geschichte von Gewalt und Vernichtung erinnert und deshalb in den Sozialwissenschaften eher gemieden wird. Im Deutschen fehlen also die Worte für eine adäquate Übersetzung des Begriffs, der im Englischen auch affirmativ als Selbstidentifikation benutzt wird. Die Menschen, die sich in Deutschland als *People of Color* identifizieren¹³, schließen sich dieser Bedeutungskonstitution an.

Die Frage der Selbstpositionierung in diesem Feld bleibt weiterhin schwierig, denn wie kann beispielsweise das Dilemma des deutschen Rappers Samy Deluxe adäquat beschrieben werden, der für sein Kind singt: „Ich wär’ so gern Dein Superheld, Dein Superheld mit brauner Haut“? Gerichtet sind diese Worte an ein Kind, das sein möchte wie Harry Potter und Luke Skywalker – *weiß*. Dass auch die Rede von „Hybridisierung“, die von den Cultural Studies vertreten wird, nicht vor einer lokalen Auseinandersetzung mit „Rasse“ schützt, beschreibt Isaac im Interview mit Ann Phoenix: „Ich war nie Schwarz genug, um Schwarz zu sein oder *weiß* genug, um *weiß* zu sein“ (in diesem Band: S. 172).

Mit dem Versuch, „Rasse“ durch Ethnizität oder Hybridität zu ersetzen, wird außerdem die Verknüpfung zur rassialisierten Biologisierung ausgeblendet, die immer noch den Diskurs der Lebenswissenschaften dominiert; dort wird der Begriff „Rasse“ laufend aktiviert und eine kritische Auseinandersetzung mit dieser Terminologie scheint kaum entwickelt (AG gegen Rassismus in den Lebenswissenschaften 2009).

„Ethnizität“ kann als wissenschaftlich „neutraler“ Begriff mit der Suggestion des Multikulturalismus eines scheinbar gleichberechtigten Nebeneinanders sich gegenseitig tolerierender und respektierender Kulturen verbunden werden, während mit dem Begriff der „Rasse“ die Geschichte der immanenten Ver(m)achtung und Ungleichheit dies- und jenseits der „Color Line“ verbunden ist, die Privilegierung *weißer* und die Benachteiligung Schwarzer Positionen. Weißsein ist dabei eine rela-

¹³ Der Begriff *People of Color* wird als Mittel der Selbstermächtigung und Selbstbezeichnungspraxis von rassifizierten Subjekten betrachtet; er ist als kritische Intervention im hegemonialen Diskurs intendiert, in dem Begriffe wie „Nicht-weiße“ oder „Farbige“ vorkommen (Ha 2009, 2010). Seine Verwendung (als Selbstbezeichnung) zielt auf eine Weiterentwicklung und Ausdifferenzierung der politischen Kategorie Schwarz. *People of Color* ist ins Deutsche nicht zu übersetzen und wird im englischen Original verwendet. Nach Kien Nghi Ha, Nicola Lauré al-Samarai und Sheila Mysorekar bezieht sich der Begriff *People of Color* auf solche Menschen, die „die gemeinsame, in vielen Variationen auftretende und *ungleich* (Hv. i. O.) erlebte Erfahrung [teilen], aufgrund körperlicher und kultureller Fremdzuschreibungen der Weißen Dominanzgesellschaft als ‚anders‘ und ‚unzugehörig‘ definiert zu werden“ (Ha et al. 2007: 12).

tionale Kategorie: Seine Bedeutung hängt davon ab, wie Schwarzsein als Gegenpol konzipiert wird; Weißsein bleibt im Prozess der Konstruktion rassialisierter Differenz unbenannt. Diese Position, der unmarkierte Ort von dem aus Andere definiert werden, wird von der kritischen Weißseinsforschung ins Zentrum der Analyse von Rassifizierungsprozessen und deren gewaltsamen Folgen gestellt. Kritische Weißseinsforschung geht von der Erkenntnis aus, dass Rassifizierungsprozesse nicht nur Schwarze Menschen betreffen, sondern ebenso grundlegend für die Selbstsicht und soziale Positionierung von *weißen* Menschen ist (Eggers et al. 2005).

Die Konzentration der deutschsprachigen Rassismusforschung auf Ethnisierung und Kulturalisierung (siehe die Kulturrassismusdebatte der 1990er Jahre, u. a. Balibar 1990; Lutz 1992; Leiprecht 1996; 2001a,b) ist vor dem Hintergrund einer Einwanderungsgesellschaft zu verstehen, die über Jahrzehnte nicht als solche bezeichnet werden durfte und in der das „koloniale Erbe“ hinter dem Faschismus verschwand (siehe Rommelspacher 1999).

Zu einem rassistischen Beziehungsgefüge, in dem *weiß* und Schwarz machtdifferente Positionen markieren, gehören weitere Elemente (kulturell-religiöse Zuschreibungen wie z. B. der Antisemitismus und der Anti-Islamismus), die sich jeweils in unterschiedlicher Weise artikulieren und ebenfalls in den Körper eingeschrieben werden. Bis heute ist im sozialwissenschaftlichen Diskurs in Deutschland umstritten, ob Rassismus als ein wissenschaftlicher Forschungsgegenstand zu betrachten ist.¹⁴ Im soziologischen Mainstream wird der Begriff als normativ aufgeladen, moralisierend oder polemisch betrachtet und abgelehnt.

Die Frage also, ob man heute in Deutschland den Begriff „Rasse“ benutzen sollte, um rassifizierte Positionen sichtbar und benennbar machen zu können, und ob die kritische Weißseinsforschung dabei neue, emanzipatorische Erkenntnisse über eine noch wenig untersuchte strukturelle Privilegierung bieten kann, sollte im Kontext der hier aufgezeigten Widersprüche und Dominanzverhältnisse beantwortet werden. Zum einen kann die Verwendung von „Rasse“ als strategischer Essentialismus in der Identitätsfalle münden; zum anderen bleibt weiterhin die Gefahr, damit rassistische Logiken zu bedienen und zu reifizieren.

Als Herausgeberinnen dieses Sammelbandes, die sich in unterschiedlichen Theorietraditionen verorten, die unterschiedlich als *of color* und *weiß* sozial positioniert sind, sich in Bezug auf Politikansätze unterschiedlich orientieren und auch verschiedenen Generationen angehören, haben wir auf diese Frage keine konsensuale Antwort gefunden. Das ist vermutlich kein Zufall, sondern eher ein

¹⁴ In den zentralen Publikationsorganen der deutschen Soziologie, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, *Zeitschrift für Soziologie* und in der *Sozialen Welt* der 1990er und 2000er Jahre finden sich keine Artikel, die mit dem Begriff Rassismus arbeiten – stattdessen werden international unbekannte Begriffe wie Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit, Ausländer- oder Fremdenfeindlichkeit bevorzugt. Wir danken Sonja Erkens für die Recherche.

Spiegelbild der aktuellen Debatten. Lykke (2010) konstatiert, dass wirklich ernsthafte Dialoge der unbequemerer Art, „beyond the comfort zones“, zwischen sich unterschiedlich positionierenden und positionierten Feministinnen noch ausstehen.

Einigkeit herrscht jedoch in der Feststellung, dass die Möglichkeiten der Re-Positionierung, die die intersektionelle Perspektive bietet, zu nutzen sind, was bedeutet, dass in Bezug auf jede untersuchte Ungleichheitsdimension sowohl die benachteiligenden wie auch die privilegierenden Effekte in den Blick zu nehmen sind und damit bewusst kritische Standpunkte gegenüber Rassismus, Sexismus, Heteronormativität, Klassenunterdrückung, etc. vertreten werden.

Die Beiträge dieses Bandes

Die Gruppierung der hier versammelten Beiträge haben wir in sicherlich vereinfachender Anschaulichkeit mithilfe von W-Fragen vorgenommen: Im ersten Teil fragen wir wer, wann und wo mit dem Intersektionalitätskonzept arbeitet und es etabliert oder weitergetragen hat; im zweiten Teil fragen wir danach, welche Forschungsfragen und -themen sich für intersektionelle Analysen eignen und im dritten danach, wie die Weiterentwicklung von Intersektionalität aussehen kann.

Im ersten Teil des Bandes wird also die **transatlantische Reise** des Konzeptes, seine geografischen und theoretischen Implikationen nachgezeichnet. Den Einstieg bildet die etwas gekürzte Übersetzung des Textes, der vor zwanzig Jahren mit der Begriffsprägung selbst die Initialzündung für dann folgende Debatten lieferte. *Kimberlé Crenshaw* kritisiert am begrenzten Erklärungshorizont eindimensionaler Ansätze der US-amerikanischen Rechtssprechung, der feministischen Theorie und der antirassistischen Bewegung, dass diese jeweils Geschlecht oder „Rasse“ als isolierte Diskriminierungsdimensionen betrachten. Solche Konzeptualisierung vernachlässige die spezifische Situation Schwarzer Frauen, deren Erfahrungen durch die Interaktion beider Ungleichheitsdimensionen geprägt seien. Mit ihrer Metapher der Straßenkreuzung [intersection] plädiert sie für einen Perspektivwechsel in allen drei Bereichen hin zu einem intersektionellen Zugang, der in der Lage sei, die mehrdimensionalen Diskriminierungserfahrungen und die vielfältigen Identitäten Schwarzer Frauen in den Blick zu nehmen. *Kathy Davis* analysiert die Erfolgskarriere des Intersektionalitätskonzepts aus einer wissenssoziologischen Perspektive. Sie zeigt auf, wie und warum Intersektionalität eine derart breite Rezeption in der Frauen- und Geschlechterforschung erfahren hat und stellt fest, dass gerade die Ambiguität und die Vagheit von Intersektionalität zu deren Popularität und Anschlussfähigkeit beigetragen haben und den Ansatz zu einer guten feministischen Theorie machen. Dementsprechend hebt Davis die theoretischen, methodologischen und politischen Vorzüge des Konzepts für die Weiterentwicklung feministischer Theorie und Praxis hervor. *Myra Marx Ferree*

führt exemplarisch eine intersektionelle Frameanalyse vor, und kann zugleich Antworten auf die Frage geben, weshalb gerade zwischen der US-amerikanischen und der deutschen Frauenbewegung gewisse Übersetzungsprobleme bestehen. Ferrees Blick richtet sich auf die Diskursebene, und sie zeigt, wie die US-amerikanische Frauenbewegung gerade durch Bezug auf und in Verbindung mit der Schwarzen Bürgerrechtsbewegung erfolgreiche Strategien entwickeln konnte, während in Deutschland das Verhältnis zwischen „Frauenbewegung“ und „MigrantInnenbewegung“ bis heute schwierig und gebrochen ist. Hingegen, so Ferree, fanden und finden Analogiebildung und Synergieeffekte in Deutschland eher zwischen der Frauen- und Arbeiterbewegung in Bezugnahme auf die Kategorie Klasse statt.

Im zweiten Teil des Buches werden **neue Forschungsfelder und Themenschwerpunkte von intersektioneller Forschung zu Männlichkeit und Heteronormativität** vorgestellt. *Mechthild Bereswill* und *Anke Neuber* diskutieren am Beispiel einer empirischen Studie mit männlichen Gefängnisinsassen den Zusammenhang von Ungleichheitslagen und Geschlecht. Dabei gilt ihr Augenmerk dem konstatierten Wandel der Geschlechterverhältnisse bei gleichzeitiger Beharrungskraft männlicher Herrschaft. Die Frage nach der aktuellen Konfiguration der Geschlechterordnung wird unter Berücksichtigung zentraler Theorien der Männlichkeitsforschung erörtert und in Beziehung zum Intersektionalitätsansatz gesetzt. Die Autorinnen zeigen auf, in welcher Weise beide theoretischen Perspektiven sich gegenseitig in Frage stellen und ergänzen können und plädieren dafür, die Kategorie Geschlecht als Masterkategorie bei der Analyse sozialer Ungleichheit beizubehalten. *Jeff Hearn* wählt einen anderen Ausgangspunkt und rekonstruiert die Thematisierung von Intersektionalität aus der Perspektive der kritischen Männlichkeitsforschung. Dabei stellt er eine Fokussierung auf das Konzept der hegemonialen Männlichkeit fest, die er kritisiert, da dieses nicht in der Lage sei, die Komplexität der sozialen Kategorie „Mann“ adäquat zu erfassen. Diesem verengten Zugang setzt er eine Perspektive entgegen, die vernachlässigte Intersektionalitäten hervorhebt: Alter, Virtualität und Transnationalität. Deren Analyse sei unerlässlich, um das Projekt der Abschaffung von „Männern“ als soziale Machtkategorie voranzutreiben. *Dubravka Zarkov* untersucht den intersektionellen Zusammenhang zwischen Männlichkeit, Ethnizität und Heteronormativität. Ihr erstes Fallbeispiel ist die mediale Darstellung der sexuellen Gewalt gegenüber „ethnisch anderen“ Männern unter Bedingungen des Krieges. Ihre Analyse der kroatischen Kriegsberichterstattung in der Tagespresse während des Jugoslawienkrieges bringt zum Vorschein, wie durch Sichtbarmachen und Unsichtbarmachen von Tätern und Opfern zugleich (hetero-)normative Männlichkeit in Verbindung mit einer neuen nationalen Identität konstruiert wird. Das zweite Beispiel beschäftigt sich mit der Analyse der westlichen medialen Schaulust an den Folterfotos aus dem Gefängnis Abu Ghraib in Bagdad. Zarkov zeigt hier, dass und welche Rolle die

Hypersichtbarkeit dieser Bilder für die Konstruktion eines christlich-islamischen Antagonismus sowie einer militärischen Männlichkeit spielt.

Kira Kosnick kritisiert die Vernachlässigung der Intersektionalität von migrantischen Ethnizitäten und queeren Sexualitäten durch die dominante Migrationsforschung und weist auf die heteronormativen Annahmen hin, die dieser Forschung zugrunde liegen. Mithilfe eines Beispiels demonstriert sie, wie durch das Wechselspiel zwischen Rassismus und Homophobie migrantische queere Subjektpositionen als prekär und scheinbar oxymoronisch hervorgebracht werden. Vor diesem Hintergrund stellt die Autorin einerseits fest, dass diese Intersektionalität aus der Analyse von Migrationsprozessen nicht auszuklammern sei. Andererseits sei die intersektionelle Sichtbarkeit ethnisierte queerer Subjekte auf die damit verbundenen, widersprüchlichen Effekte hin zu befragen. *Ann Phoenix* analysiert biografische Interviews mit Erwachsenen, die sich von ihren Eltern und/oder ihren Geschwistern sichtbar durch ihre Hautfarbe unterscheiden, über ihre Sozialisation in der Familie. Wie gelingt es ihnen, so fragt Phoenix, mit solchen nicht-normativen Kindheitserfahrungen ein „normales“ Leben als Erwachsene zu führen? Wenn die Interviewpartnerin Charlene überlegt: „Ich denke, dass man die Hierarchie in Bezug auf die Hautfarbe in sehr jungen Jahren mitbekommt“ gibt sie dadurch Hinweise darauf, wie Sozialstruktur und Machtbeziehungen individuell erfahren und bearbeitet werden. Mithilfe der biographieanalytischen Theoretisierung von Alltagserfahrungen entfaltet Phoenix aus der Perspektive der BiographInnen eine integrierte Analyse von Struktur und Handlungsmacht.

Der dritte und letzte Teil des Buches widmet sich **Potentialen, Grenzen und kritischen Fragen** in Bezug auf Intersektionalität. *Nira Yuval-Davis* bescheinigt dem Intersektionalitätskonzept ein weitreichendes Theoriepotential: Sie schlägt vor, den Intersektionalitätsansatz konsequent als Theorie sozialer Schichtung zu betrachten, und damit die (marxistische) Klassentheorie zu ersetzen; komplexen Ungleichheitsverhältnissen von Gegenwartsgesellschaften könne man mithilfe der Intersektionalität besser gerecht werden als mit „klassischen“ marxistischen oder weberianischen Modellen. Die Autorin vertritt die These, dass Intersektionalität die Multidimensionalität sozialer Ungleichheit besser erfassen könne, als Nancy Frasers sozialphilosophischer dualer Ansatz von Anerkennung und Umverteilung. Der diskurstheoretische und dekonstruktivistische Beitrag *Paula Irene Villas* fokussiert im Sinne von im antikategorialen oder kategorien-kritischen Duktus das sogenannte „etcetra“-Problem. Eindringlich schildert sie am Tango Argentino, wie die Konzentration auf die „klassische Trias“ „Rasse“/Klasse/Geschlecht die Gefahr in sich birgt, das Dazwischen-liegende unsichtbar zu machen. Insbesondere auf der Ebene der Verkörperung, hier am Beispiel des Tanzes veranschaulicht, geht das Soziale, so Villa, nie im Kategorialen auf. *Gudrun-Axeli Knapp* schildert schließlich einige der Herausforderungen die mit der intersektionellen Konzeptualisierung der Triade „Rasse“, Klasse und Geschlecht einhergehen. Im Zentrum

ihrer Analyse steht das Konzept der intersektionellen Unsichtbarkeit, welches sie unter Rekurs auf Vergesellschaftungstheorien und mit dem Ziel einer gesellschaftstheoretischen Fundierung intersektioneller Ansätze strukturtheoretisch erweitert.

Mit einem Postscript von *Katharina Walgenbach* wird dieser Band abgeschlossen. Die Autorin resümiert die im Sammelband abgebildeten Diskussionen und verdeutlicht nochmals die zentralen Themenschwerpunkte, um die die Intersektionalitätsdebatte derzeit kreist. Sie zeichnet nach, wie sich die AutorInnen aufeinander beziehen und verbinden lassen, wo Übereinstimmungen und wo Differenzen überwiegen. Sie vertritt schließlich auch die These, dass Intersektionalität mittlerweile sehr wohl als ein neues Paradigma zu verstehen ist.

Literatur

- Aerts, Mieke und Sawitri Saharso (1994): Skse als etniciteit. Een beschouwing over collectieve identiteit en sociale ongelijkheid. In: *Tijdschrift voor vrouwenstudies* 15(1), 11–26.
- AG gegen Rassismus in den Lebenswissenschaften (Hrsg.) (2009): Gemachte Differenz. Kontinuitäten biologischer „Rasse“-Konzepte. Münster: Unrast.
- Ani, Ekpenyong (2004): Die Frau die Mut zeigt – der Verein ADEFRA Schwarze Deutsche Frauen/Schwarze Frauen in Deutschland e. V. In: Antidiskriminierungsbüro Köln; cybernomads (Hrsg.): *TheBlackBook*. Frankfurt a. M.: IKO, 145–149.
- Anthias, Floya und Nira Yuval-Davis (1983): Contextualising feminism: Ethnic, gender and class divisions. In: *feminist review* (15), 62–75.
- Anthias, Floya und Nira Yuval-Davis (1992): *Racialized Boundaries. Race, Nation, Gender, Colour and Class and the Anti-Racist Struggle*. London, New York: Routledge.
- Arndt (2005): Mythen des *weißen* Subjekts: Verleugnung und Hierarchisierung von Rassismus. In: Eggers, M., Kilomba, G., Piesche, P. und S. Arndt (Hrsg.): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast, S. 340–362.
- Balbo, Laura (1998): *Immigration et Racisme en Europe*. Bruxelles: Ed. Complexe.
- Balibar, Etienne (1990): Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten. Hamburg: Argument.
- Barrett, Michèle (1983): *Das unterstellte Geschlecht. Umriss eines materialistischen Feminismus*. Hamburg: Argument.
- Barret, Michèle und Mary McIntosh (1982): *The Anti-Social Family*. London: Verso.
- Beale, Frances (1979): Double Jeopardy: To Be Black and Female. In: Cade, T. (Hrsg.): *The Black Woman: An Anthology*. New York: New American Library, 90–100.
- Bredström, Anna (2006): Intersectionality: A challenge for feminist HIV/AIDS research? In: *European Journal of Women's Studies* 15(3), 229–244.
- Bieling Hans-Jürgen (2007): Die neue politische Ökonomie sozialer Ungleichheit. In: Klinger, C.; Knapp, G.-A. und B. Sauer (Hrsg.): *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt: Campus, 100–115.
- Brah, Avtar (1996): *Cartographies of Diaspora: Contesting Identities*. London: Routledge
- Bührmann, Andrea D. (2009): Intersectionality – ein Forschungsfeld auf dem Weg zum Paradigma? Tendenzen, Herausforderungen und Perspektiven der Forschung über

- Intersektionalität. In: *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 2, 28–44.
- Buitelaar, Marjo (2006): ‚I am the ultimate challenge‘: Accounts of intersectionality in the life-story of a well known daughter of Moroccan migrant workers in the Netherlands. In: *European Journal of Women's Studies* 15(3), 211–228.
- Casale, Rita und Barbara Rendtorff (Hrsg.) (2008): Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft feministischer Theoriebildung. Bielefeld: transcript.
- Castro Varela, María do Mar und Dhawan Nikita (2005): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript.
- Centre interdisciplinaire d'études et de recherches sur l'Allemagne (CIERA), Paris, und Ecole des hautes études en sciences sociales (EHESS), Paris, und Universität Erfurt (2009): Race, Class, Gender as categories of difference and inequality: Which perspectives arise from the concept of ‚intersectionality‘ for human and cultural sciences? Tagung für NachwuchswissenschaftlerInnen vom 10. bis 12. 09.2009. Online: <http://www.ciera.fr/ciera/spip.php?article1312> (letzter Zugriff 02.06.2010)
- Collins, Patricia Hill (1990): *Black Feminist Thought: Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment*. Boston: Unwin Hyman.
- Combahee River Collective (1981, erstmals 1977): A Black Feminist Statement. In: Moraga, C. und G. Anzaldúa (Hrsg.): *This Bridge Called My Back: Writings by Radical Women of Color*. New York: Kitchen Table, Women of Color Press, 210–218.
- Crenshaw, Kimberlé W. (1991): Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics and Violence against Women of Color. In: Albertson Fineman, M. und R. Mykitiuk (Hrsg.): *The public nature of private violence*. New York: Routledge, 93–118.
- Davis, Kathy (2008): Intersectionality in transatlantic perspective. In: Klinger, C. und G.-A. Knapp (Hrsg.): *Überkreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 19–37.
- Dietze, Gabriele; Haschemi Yekani, Elahe und Beatrice Michaelis (2007): „Checks and Balances“. Zum Verhältnis von Intersektionalität und Queer Theory. In: Walgenbach, K.; Dietze, G.; Hornscheidt, A. und K. Palm (Hrsg.): *Gender als interdependente Kategorie: neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Opladen: Barbara Budrich, 107–139.
- Eggers, Maureen Maisha; Kilomba, Grada; Piesche, Peggy und Susan Arndt (2005) (Hrsg.): *Mythen, Masken, Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast.
- Europäische Kommission (2007): *Bekämpfung von Mehrfachdiskriminierung. Praktiken, Politikstrategien und Rechtsvorschriften*. Europäische Kommission Generaldirektion Beschäftigung, Soziales und Chancengleichheit Referat G.4 Manuskript abgeschlossen im September 2007 Luxemburg: Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Gemeinschaften. Online: <http://ec.europa.eu/social/main.jsp?catId=738&langId=de&pubId=51&type=2&furtherPubs=no> (Letzter Zugriff 02.06.2010)
- feministische studien (2009): Kritik üben – Übungen in Kritik (27)1.
- Gummich, Judy (2010): Migrationshintergrund und Beeinträchtigung. Vielschichtige Herausforderungen an einer diskriminierungsrelevanten Schnittstelle. In: Jacob, J.;